

zur Verstrickung des Führungspersonals der Kreditgenossenschaften mit der NSDAP bleiben daher unbefriedigend. Das zeigt sich etwa, wenn der Autor zu einer Einzelfallbetrachtung schreibt, es sei «aus der Protokollnotiz [...] nicht festzustellen» gewesen, ob der Kandidat für den Aufsichtsrat «Mitglied der NSDAP war» (271). Noch schwerer wiegt die einseitige Betrachtung des einflussreichen Anwalts des Deutschen Genossenschaftsverbands, Johann Lang. Richtig ist, dass Lang sich bis 1936 erfolgreich einer umfassenden Vereinnahmung des DGV durch die Nationalsozialisten widersetzte und an höchster Stelle als politisch unzuverlässig galt; dass er dennoch von 1933 bis 1945 Mitglied der NSDAP war, erwähnt ten Haaf leider nicht. Zu falschen Schlussfolgerungen kommt der Autor schließlich bei den anti-jüdischen Maßnahmen des DGV. Zwar weist er eingangs (37, Anmerkung 36) darauf hin, den Verband jüdischer gewerblicher Genossenschaften, den Albert Fischer 2006 in den Vierteljahrsheften zur Zeitgeschichte behandelt hat, nicht in die Studie einbezogen zu haben. Da ten Haaf gleichwohl den Fischers Beitrag zugrunde liegenden Bestand im Bundesarchiv in seinem Quellenverzeichnis auflistet, ist davon auszugehen, dass er diese Dokumente gesichtet hat. Dabei hätte er als Kenner der Genossenschaftsgeschichte erkennen müssen, dass die dort erwähnten Kreditgenossenschaften, Volksbank Iwria (später Iwria-Bank eGmbH Berlin) und Volksbank Wratislawia (später Iwria Breslau eGmbH), mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bis 1933 Mitglieder des DGV gewesen sind. Tatsächlich wurde die Volksbank Iwria als jüdische Kreditgenossenschaft zum 31. Dezember 1933 vom Revisionsverband gewerblicher Genossenschaften zu Berlin ausgeschlossen. Damit schied die Volksbank auch aus dem DGV aus. Vor diesem Hintergrund muss die Feststellung ten Haafs, die antijüdischen Aktivitäten hätten sich bis 1938 auf das ländliche Genossenschaftswesen beschränkt, revidiert werden (503).

Trotz aller Kritik hat ten Haaf eine außerordentlich wichtige Arbeit vorlegt, die allerdings auch zeigt, dass weitere Forschungen dringend notwendig sind. Insbesondere Studien zum Verhalten der Regionalverbände wären wünschenswert. Abschließend bleibt zu bemerken, dass der Lesegenuss durch die Nichtlöschung unzähliger Trennungsstriche im Text getrübt

wird. Ebenso unverständlich ist, weshalb das Wort «Machtergreifung» manchmal in Anführungszeichen gesetzt wird und manchmal nicht. Ein derartig unzureichendes Lektorat ist für einen renommierten Verlag kein Ruhmesblatt.

Hamburg

Holger Martens

Johannes Bähr/Bernd Rudolph,

Finanzkrisen 1931, 2008. Eingeleitet von Andreas Platthaus, hrsg. von der Eugen-Gutmann-Gesellschaft e.V., Piper Verlag, München 2011, 317 S., € 24,90.

Krisen sind immer auch Momente der Selbstvergewisserung und der Rückschau. Man sucht nach Ursachen und Fehlern und blickt zurück auf frühere Extremsituationen. Aus deren Bewältigung hofft man zu lernen und Zuversicht zur baldigen Überwindung der gegenwärtigen Misere zu schöpfen. Nach diesem Muster verhielten sich viele Zeitgenossen, als der Zusammenbruch von Lehman Brothers im September 2008 keinen Zweifel mehr zuließ, dass man sich in der schwersten Finanzkrise seit Ende des Zweiten Weltkriegs befand. Diese Krise kam umso überraschender, als der unbändige Optimismus der späten 80er und 90er Jahre, der das Ende der Geschichte, also auch der schweren Krisen, und eine nach neuen Regeln funktionierende Ökonomie versprach, noch immer wirksam war. Selbst das Platzen der «Dotcom-Blase» um die Jahrtausendwende hatte diese Denkweise nicht grundlegend in Frage gestellt. Das allgemeine Vertrauen in neue Finanzmarktinstrumente und die Selbstregulierung des Marktes, die manchem gar als fünfte Gewalt erschien, blieb weitgehend unerschüttert. Einzelne Warner wurden als Kasandrarufer geschmäht.

Zu den historischen Vergleichen, die bei der Betrachtung der jüngsten Krise rasch herangezogen wurden, zählt vor allem die deutsche Bankenkrise von 1931. Einige der führenden Wirtschaftshistoriker äußerten sich dazu an prominenter Stelle, ohne aber die Gelegenheit zu einer systematischen Betrachtung und des vertiefenden Vergleichs zu nutzen. Der Bankhistoriker Johannes Bähr und der Bankbetriebswirt Bernd Rudolph haben sich nun der

verdienstvollen Aufgabe eines Doppelporträts der Krisen von 1931 und 2008 unterzogen. Insbesondere eine ausführliche Betrachtung der deutschen Bankenkrise der frühen 30er Jahre war überfällig, stammte doch die letzte Gesamtdarstellung von Karl Erich Born aus dem Jahr 1967. Detailuntersuchungen – vor allem zu den Großbanken – hatten das Bild erweitert und deutlich differenziert, konnten jedoch den breiten gesamtwirtschaftlichen und politischen Horizont nicht im Blick behalten. Beides wird nun unternommen; warum die beiden publizistisch erfahrenen Autoren aber der kaum erhellenden Einleitung eines in wirtschaftshistorischen Fragen wenig ausgewiesenen Feuilletonisten bedurften, bleibt eines der wenigen Rätsel dieses Buches.

Bähr ist ein kleines historiographisches Meisterwerk gelungen. Auf nur etwas mehr als 100 Seiten fasst er nicht nur das Krisengeschehen unter Einbeziehung der Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte souverän zusammen, er stellt in seinem Text auch die entscheidenden Fragen und gibt überzeugende Antworten. Wie kam es zur Krise? Bähr nennt politische und wirtschaftliche Faktoren: die Schwäche des deutschen Kapitalmarkts nach der Hyperinflation, die hohe Auslandsverschuldung, die Kapitalflucht im Juni 1931, die riskante Geschäftsstrategie der Danat-Bank, die geringe Liquidität und Eigenkapitalquote der Großbanken. Hätte die Krise vermieden werden können? Eine Zwangsläufigkeit verneint der Autor entschieden. Die Reichsbank oder eine internationale Rettungsaktion hätte seines Erachtens das Schlimmste verhindern können. Waren die Banken zu große Risiken eingegangen? Als zentrales Problem nennt Bähr die Fristenkongruenz zwischen den vom Kreditgewerbe im Ausland aufgenommenen größtenteils kurzfristigen Krediten und der meist an die Industrie weitergereichten längerfristigen Finanzierungsmittel. In der Geschäftspolitik der einzelnen Akteure erkennt er jedoch deutliche Unterschiede, etwa hinsichtlich Risiken in der Geschäftspolitik der einzelnen Großbanken, Privatbanken, Landesbanken und Girozentralen. Als wichtigste Lehre aus der deutschen Bankenkrise von 1931, die trotz ihrer gravierenden Auswirkungen im Inland keine globalen Folgen hatte, nennt Bähr die Einführung der Bankenaufsicht, die 1934 gesetzlich etabliert wurde und nahezu unverändert den

Rechtsrahmen für Kreditinstitute in der Bundesrepublik bestimmte.

Im Unterschied zu 1931 waren die Auswirkungen der jüngsten Banken- und Finanzkrise rasch von den USA auf die gesamte Weltwirtschaft übersprungen. Rudolph beschreibt deren Anfänge, die er im System der amerikanischen Wohnungsbaufinanzierung verortet, und stellt zugleich die entscheidende Frage, wie aus dem Versagen eines vergleichbar kleinen Marktes für zweitklassige Hypothekendarlehenforderungen eine weltweite Finanzmarktkrise werden konnte. Die Erklärung, die er dafür liefert, indem er unter anderem wie in einem Lehrbuch für Bankbetriebswirte das System der Verbriefung durch *Mortgage Backed Securities* minutiös darlegt, offenbart bereits einen wesentlichen Teil der Krisenursachen. Bei der Komplexität dieser Finanzprodukte, deren Intransparenz systemimmanent war, konnten nur noch ihre Produzenten ihre Zusammensetzung und Risikostruktur einschätzen. Für andere Marktteilnehmer, Ratingagenturen, Aufsichtsbehörden oder gar Wirtschafts- und Finanzpolitiker bestand eine unüberbrückbare Informationsasymmetrie.

Den Übergang der *Subprime*-Krise zur internationalen Finanzkrise, mit ihrem Höhepunkt im September 2008, schildert Rudolph in seiner ganzen Dramatik. Er veranschaulicht, wie schnell sich die Krise von den USA ausweitete, Europa erfasste und zu einem globalen Phänomen auswuchs. Die Darstellung ist angereichert mit Schlüsseldokumenten aus Untersuchungsberichten bis hin zu Schilderungen der entscheidenden Herbsttage 2008 durch den damaligen deutschen Finanzminister Peer Steinbrück.

Übersichtlich und sehr hilfreich ist der von beiden Autoren am Ende des Buches gezogene systematische Vergleich der beiden Krisen. Es wird deutlich, dass die Unterschiede überwiegen, nicht zuletzt weil die Krise von 1931 mit ihren spezifischen politischen und wirtschaftlichen Vorbedingungen einen Sonderfall darstellt. Gemeinsamkeiten werden dennoch konstatiert: überbordender Optimismus im Vorfeld, fehlende Kontrolle und mangelnde Regulierung, die Rolle des Staates als *Lender of Last Resort* und schließlich der Einfluss auf die Bankenaufsicht.

Zwar ist dem Fazit der Autoren zuzustimmen, dass die jüngste Finanzkrise ohne die

Lehren aus den frühen 30er Jahren anders – wahrscheinlich gravierender – verlaufen wäre, doch ob das Lernen aus Krisen gar zu deren Vermeidung führen kann, bleibt fraglich. Einiges spricht für die Skepsis wie sie Arthur von Gwinner 1907 nach Überwindung der schweren Bankenkrise in den USA so treffend formulierte: «Wir sind in der Verfassung eines Mannes», schrieb er an einen befreundeten Bankier in New York, «der zuviel Champagner getrunken hat und am nächsten Tag an Seekrankheit leidet. Zuerst unterwirft er sich selbst einer strengen Diät oder sie wird ihm von seinem Arzt verordnet, dann beginnt er, leicht verdauliche Nahrung zu sich zu nehmen, bis er nach einer gewissen Zeit zu Rindfleisch und Burgunder zurückkehren und schließlich wieder Exzessen frönen wird.»

Frankfurt am Main

Martin L. Müller

Richard S. Grossman, *Unsettled Account. The Evolution of Banking in the Industrialized World since 1800* (Princeton Economic History of the Western World), 384 S., Princeton University Press 2010, € 32,99.

Wie im Untertitel bereits angezeigt, nutzt Richard Grossman für seine finanzhistorische Studie gleichsam ein Weitwinkelobjektiv: Er nimmt die Entwicklung nationaler Bankensysteme über zwei Jahrhunderte hinweg in einem internationalen Vergleich in den Blick. Dabei strebt der Autor keine um Vollständigkeit bemühte Gesamtschau an, die notwendigerweise recht oberflächlich wäre. Vielmehr stellt Grossmann zwei Hauptfaktoren heraus, welche die Entwicklung von Bankensystemen in modernen Industrieländern bedingt haben und, so seine These, auch künftig bedingen werden. Hierzu fokussiert Grossman auf die privaten Geschäftsbanken, blendet also Sparkassen, Kreditgenossenschaften, US-Investmentbanken und andere Finanzinstitutionen aus – wohl wissend, dass dies nicht nur für die deutsche Bankengeschichte eine erhebliche Einschränkung darstellt.

Die nationalen Systeme von Geschäftsbanken betrachtet der Autor aus zwei Perspektiven. Die Kapitel 3 bis 6 befassen sich in synchronen

Ländervergleichen (mit Blick auf Europa, Nordamerika, Japan und Australien) mit vier Situationen, in denen nach Grossman die Evolution eines nationalen Bankensektors besonders spürbar voranschreitet: Bankenkrise, Bankenrettungen, Fusionswellen und Bankregulierungen. Kapitel 7 bis 9 unternehmen ergänzend eine synchrone Betrachtung der Entwicklung in England, Schweden und den USA bis in die 1930er Jahre. Eingerahmt werden die beiden Hauptteile durch einen etwas zu weit ausholenden Überblick über die Wurzeln moderner Geschäftsbanken (Kapitel 2) und ein synthetisierendes, angesichts des angestrebten Gegenwartsbezugs der Studie eigentlich zu knappes Kapitel 10, welches den Übergang vom regulierten Bankgeschäft im mittleren Drittel des 20. Jahrhunderts zu den heutigen, stärker deregulierten Verhältnissen betrachtet und die zuvor gewonnenen Erkenntnisse mit der aktuellen Situation zu verbinden sucht. Angehängt sind Übersichten zu Bankengründungen, -krisen und -zusammenschlüssen, die als Basis für formalisierte Überlegungen im Textteil dienen, ein Literaturverzeichnis mit rund 1.000 (!) Titeln und ein Register. Vorangestellt ist eine exzellente Einleitung, die das Vorhaben herleitet, umreißt und gleichsam als Hintergrund für die weiteren Kapitel mit Hilfe zahlreicher Diagramme den idealtypischen Lebenszyklus eines nationalen Bankensystems umreißt. Demnach nimmt die Bedeutung dieses Sektors zunächst durch vermehrte Gründungen zu, wonach es zu konsolidierenden Zusammenschlüssen und dann schließlich einem gewissen Bedeutungsverlust kommt. Die realen länderspezifischen Ausprägungen des Musters diskutiert der Autor schlüssig.

Grossman versucht sich in einem bewundernswert erfolgreichen Maß an der Quadratur des Kreises. Er bietet eine Synthese bankhistorischer Forschung, ohne oberflächlich-deskriptiv nachzuerzählen – vielmehr hat der Band einen sehr analytischen Zugriff und verfolgt stringent ein eigenes theoretisches Argument. Dieses hat zwar eher formalen Charakter, doch trägt den Band ein auch für breitere Leserkreise erschließbares Narrativ, das zudem der Komplexität der Materie gerecht wird und vielfältige Problemkreise einbezieht. Weder synchrone noch diachrone Perspektiven kommen zu kurz. Kompromisse sind gleichwohl unvermeidlich, und die Auswahl der Länderbeispiele